

Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie HAFOS

Erich H. Witte

Das Studierverhalten von DiplompsychologInnen in
Hamburg und mögliche Hinweise für die Konzeption
eines Bachelor/Master-Studiums.



Universität Hamburg

Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie
Hamburg Social Psychology Research Papers

Fachbereich Psychologie · Arbeitsbereich Sozialpsychologie
Psychology Department · Institute of Social Psychology
Von-Melle-Park 5 · 20146 Hamburg / Germany

Diesen Artikel zitieren als:

Witte, Erich H. (2006). *Das Studierverhalten von DiplompsychologInnen in Hamburg und mögliche Hinweise für die Konzeption eines Bachelor/Master-Studiums*. (Hamburger Forschungsbericht zur Sozialpsychologie Nr. 68). Hamburg: Universität Hamburg, Arbeitsbereich Sozialpsychologie.

Das Studierverhalten von DiplompsychologInnen in Hamburg und mögliche Hinweise für die Konzeption eines Bachelor/Master-Studiums¹

Erich H. Witte

Universität Hamburg – Arbeitsbereich Sozialpsychologie

Zusammenfassung

In dieser Studie wird nach einem dritten Weg bei der Konzeption eines Bachelor/Master-Studiums gesucht. Er möchte die allzu große Nähe dieses neuen Studienablaufes zur alten Diplomausbildung vermeiden, die sich nach den Empfehlungen der DGPS ergibt, aber auch nicht den eher verschulden Weg einer Bindestrich-Psychologie (Bachelor in XY-Psychologie) gehen, wie er bereits an anderer Stelle an der Universität, aber auch an den Fachhochschulen konzipiert wurde. Gleichzeitig sollten die wichtigen Ziele der Ausbildung, wie sie von der DGPS vertreten werden, vielleicht sogar noch intensiver verfolgt werden, als es durch ihren eigenen Vorschlag möglich wird. Grundlage für die hier vorgeschlagene Konzeption ist das Studierverhalten, wie es in Hamburg anhand „objektiver“ Daten zum Vordiplom erfasst wurde. In diesem Verhalten zeigt sich, dass für den Bachelor eher das Hauptstudium in der jetzigen Diplomausbildung ein Modell ist, und das Master-Studium eher mit dem Grundstudium in Einklang gebracht werden kann. Anhand von Prinzipien wird dann als Grundlage ein Vorschlag, der möglichst Freiheitsgrade für die örtlichen Verhältnisse zulässt, für die Neukonzeption der Ausbildung gemacht. Bei einer zielgerechten Umsetzung sind die Chancen groß, die neue Ausbildung sogar im Vergleich mit dem Diplom zu verbessern und der Wissenschaft Psychologie auf mittlere Sicht einen Dienst zu erweisen.

Schlüsselwörter: Studierverhalten, Bachelor-Studium, Master-Studium, Hochschulausbildung

¹ Für die Aufbereitung der Datei aus der Prüfungsverwaltung möchte ich mich herzlich bei Herrn W. Meltzian bedanken und für die Berechnungen und für einige inhaltliche Hinweise bei Herrn cand.-psych. H. Singmann. Viele nützliche und wichtige Kommentare habe ich von Frau Dipl.-Psych. Nina Plum und Herrn Dipl.-Psych. Niels van Quaquebeke erhalten. Ihnen sei ebenfalls herzlich gedankt. Die Verantwortung für alle Unzulänglichkeiten trägt aber allein der Autor.

1. Ausgangssituation

Wir befinden uns in einer rasanten Umstrukturierung der Universitäten und der Studiengänge. Es werden ab Wintersemester 2007/2008 für das Studienfach Psychologie in Hamburg nur noch Bachelor-Studierende aufgenommen und der Diplomstudiengang wird abgeschafft. Diese neue Konzeption der Ausbildung bringt Chancen und Risiken mit sich, die möglichst zum Nutzen der Studierenden, aber auch des Faches in eine Ausbildung so transformiert werden sollten, dass negative Auswirkungen gering gehalten werden können. Dafür ist es sinnvoll sich über das Studierverhalten und mögliche Konsequenzen für das Fach Psychologie in der Gegenwart einen Eindruck zu verschaffen, um dann aus dieser Ist-Analyse Konsequenzen für die Zukunft zu ziehen.

Dazu schauen wir uns die objektiven Daten des Studierverhaltens in Hamburg an: Studiendauer, Noten und Diplomarbeiten. Der Fachbereich Psychologie in Hamburg mit seinen 1300 Hauptfach-Studierenden ist wahrscheinlich ein gutes Modell für die durchschnittliche Psychologieausbildung in Deutschland.

Wir setzen diese Daten dann in Beziehung zu einem B/M-Studium und versuchen daraus Konsequenzen für die Gestaltung des Studiums und die Förderung des Faches Psychologie als Wissenschaft zu ziehen.

2. Das Studierverhalten an der Universität Hamburg

Ausgangspunkt der Analyse sind Daten, die vom Prüfungsamt zur Verfügung gestellt worden sind.

Insgesamt handelt es sich hierbei um $N = 2323$ Datensätze aus den letzten 10 Jahren, die aber nicht immer vollständig für alle Bereiche vorliegen. Von den erfassten Studierenden sind 77,8% weiblichen und 22,2% männlichen Geschlechts. Das entspricht der auch an anderen Universitäten gefundenen Verteilung der Geschlechter (Steyer, Yousfi & Würfel, 2005) in einem Verhältnis von mindestens 3:1. Es sollen jetzt genauer die Daten für das Vordiplom, das Hauptdiplom und die Diplomarbeit getrennt betrachtet werden.

2.1 Das Studierverhalten beim Vordiplom

Insgesamt beträgt die Anzahl der analysierten Fälle $N = 808$. Davon sind 80% weiblich. Das Durchschnittsalter beim Erreichen des Vordiploms beträgt 29 Jahre. Der Median liegt bei 27 Jahren und der Modalwert bei 22 Jahren. Bis zu diesem Modalwert sind es aber nur knapp 25% der Studierenden, die jünger oder gleichaltrig sind. Ebenfalls 25% der Studierenden sind 33 Jahre und älter, wenn sie das Vordiplom erwerben. Offensichtlich ist bereits beim

Vordiplomalter zu erkennen, dass die Studierenden nur zu ca. 25% direkt nach der Schule dieses Fach studieren. Diese Zahl stimmt mit Ergebnissen überein, die bereits im Jahre 1994 erhoben wurden (Witte, 1995). Studierende, die ihr Vordiplom absolvieren sind nur sehr selten Schulabgänger, die sich dann auf ein Studium konzentrieren und das Grundstudium durchlaufen. Die übrigen Studierenden waren vorher berufstätig, häufig im sozialen Bereich, haben bereits ein abgeschlossenes Studium oder erst Kinder großgezogen. Diese Studierenden wurden häufig über Wartesemester als Kriterium zugelassen. Durch die Neuordnung der Studienplatzvergabe über die Zulassung an den Universitäten ist allerdings mit einem Rückgang älterer Studierender zu rechnen.

Wenn wir uns jetzt auf den Zeitraum von Wintersemester 2001/ 2002 bis zum Wintersemester 2005/ 2006, für die vollständige Datensätze vorliegen, konzentrieren; dann reduziert sich unsere Stichprobe auf $N = 373$. Berechnet man für diese Stichprobe die Dauer des Grundstudiums, wobei nur die Studierenden, die einen normalen Studiengang ohne externe Fachsemester und überlange Studienzeiten berücksichtigt wurden (d.h. die Semesterzahl wurde auf den Spielraum zwischen 2 und 10 Semestern begrenzt), dann erhält man einen Mittelwert von 4,1 Semestern, einen Median von 4 Semestern und einen Modus von ebenfalls 4 Semestern. Bei einer genaueren Betrachtung der Fälle kann man erkennen, dass über 70% der Studierenden das Vordiplom innerhalb der Regelstudienzeit von 4 Semestern abschließen. Die Dauer schwankt über die Semester zwischen 2,5 Semestern und 5,6 Semestern. Betrachtet man die Durchschnittsnote im Vordiplom, so liegt sie bei 2,15. Auch hier gibt es kleine Schwankungen über die Semester zwischen 2,0 und 2,3. Ähnliche Notenverteilungen zum Vordiplom berichten Steyer, Yousfi und Würfel (2005) für verschiedene Bundesländer. Schafft man sein Studium in der Regelstudienzeit oder kürzer erhält man eine signifikant bessere Note ($t(365) = 3,762$; $p < 0,0002$) von durchschnittlich 2,1 gegenüber 2,4.

Interessanterweise ergibt sich auch eine signifikante positive Korrelation von $r = .31$ zwischen der Durchschnittsnote zum Vordiplom und dem Lebensalter. Inhaltlich bedeutet dieser Zusammenhang, dass ältere Studierende schlechtere Noten erreichen. In diesem Zusammenhang mag sich auch das geringere Interesse an theoretischen, methodischen und abstrakten Inhalten ausdrücken, das die Psychologie-Studenten im Mittel gegenüber Nebenfächlern im Grundstudium zeigen (Witte & Wolfram, 2004), weil sie auch im Durchschnitt vergleichsweise älter sind und die dem Abitur noch näher sind, die besseren Noten erhalten. Dieses Ergebnis bestätigt sich auch im Hauptdiplom.

2.2 Das Studierverhalten beim Hauptdiplom

Betrachtet man nur die Studierenden mit abgeschlossenem Hauptdiplom, reduziert sich die Stichprobe zur Berechnung der Dauer desselbigen auf $N = 344$. Berechnet man nun die Zeit zwischen Erhalt des Vordiploms und Erhalt des Hauptdiploms, erhält man einen Mittelwert von 9,1 Semestern, einen Median von 9,0 und einen Modalwert von 8,0 für die Dauer des Hauptstudiums. Nach der Prüfungsordnung gibt es eine Regelstudienzeit von vier Semestern plus eine Diplomarbeit von einem halben Jahr sowie ein Berufspraktikum von einem halben Jahr. Nimmt man alles zusammen als einen Zeitraum, in dem in der Regel das Hauptstudium abgeschlossen werden sollte, so beträgt dieser Zeitraum 6 Semester. Innerhalb dieser 6 Semester haben gerade einmal 11% der Studierenden ihren Abschluss erreicht. Wenn die Studierbarkeit in beiden Abschnitten des Studiums gegeben ist, d.h. die Regelstudienzeit praktisch eingehalten werden kann, dann wird das Grundstudium erheblich schneller durchlaufen als das Hauptstudium. Man kann dann die 11% im Hauptstudium mit den 70% im Grundstudium vergleichen als Prozentsätze, die das Einhalten der Regelstudienzeit erfassen. Studierende absolvieren also das Grundstudium sehr vielschneller als das Hauptstudium, nicht nur was die Semesterzahl angeht, sondern auch was die Überschreitung der Regelzeit betrifft. Es gilt natürlich auch die Umkehrung der Interpretation: Die Regelstudienzeit im Grundstudium wird von einer großen Mehrheit eingehalten und im Hauptstudium von einer großen Mehrheit überschritten. Von Seiten des Lehrkörpers sollte man sich nun nicht beklagen, dass die im Grundstudium gelehrt Inhalte zu wenig präsent sind, wenn die Fächer des Hauptstudiums gelehrt werden, weil zumindest nicht mehr Zeit als notwendig für diesen Studienabschnitt verwandt wird..

Betrachtet man nun die Noten, kann wieder ein Großteil der Stichprobe und zwar $N = 1126$ Studierende herangezogen werden. Der Mittelwert der Diplomnote liegt bei 1,4, der Median bei 1,3 und der Modalwert bei 1,1. Die Studierenden schließen mit einem Prozentsatz von 77% ihr Diplom mit „sehr gut“ ab. Weniger als 4% der Abschlüsse sind nicht mindestens ein „gut“. Offensichtlich gibt es wenige Möglichkeiten zwischen den Studierenden zu differenzieren. Vielleicht tragen die mündlichen Prüfungen wesentlich dazu bei, dass in dieser Situation der direkten Interaktion zwischen Prüfer und Prüfling dieser „Leniency-Effect“ oder „Milde-Effekt“ besonders stark auftritt. Manchmal hört man die Argumentation, dass die Psychologie ja immer die Studierenden mit den besten Noten auswählen würde, weil es einen *numerus clausus* gibt und deshalb seien die guten Noten nur eine Konsequenz der Selektion. Doch muss man in diesem Falle bedenken, dass 40% oder später 25% der Studierenden über das Wartesemester aufgenommen werden ohne sich bereits durch eine gute Note im Abitur ausgezeichnet zu haben. Ferner beträgt die Korrelation zwischen Abiturnote und Note im

Diplom nur $r = .28$ (Steyer, Yousfi & Würfel, 2005). Diese undifferenziert guten Noten verhindern leider die besondere Belohnung von Studierenden, die eine weit überdurchschnittliche Leistung erbracht haben und verringern die Studienmotivation dieser leistungsbereiten und weniger durch äußere Bedingungen (Familie, Beruf, Freizeit) in Anspruch genommenen Personen. Insbesondere die starke Berufstätigkeit beeinträchtigt das Studium in seiner Dauer und in seiner Qualität. Gleichzeitig korreliert das Ausmaß der Erwerbstätigkeit nicht mit dem sozio-ökonomischen Status der Herkunftsfamilie (Brandstätter & Farthofer, 2003), es muss also nicht der Mangel an Unterstützung kompensiert, sondern vor allem der Wunsch nach einem höheren Lebensstandard erarbeitet werden. Die bereits feststehende Einführung von Studiengebühren kann diesen Umstand noch verschärfen, da auch dieses Geld eher durch zusätzliche Berufstätigkeit erwirtschaftet werden wird, wenn keine ausreichenden Finanzierungsmöglichkeiten über Stipendien oder Kredite zur Verfügung gestellt werden. Das wiederum kann dazu führen, einen möglichst frühen Abschluss zu wählen und auf ein längeres Studium zu verzichten. Damit wächst die Bedeutung eines Bachelor-Studiums für die Ausbildung in Psychologie ohne zusätzlichen Master. Die Psychologie muss auf diesem Niveau konkurrenzfähig sein, sonst wird man sie ignorieren oder in Form von Weiterbildungsveranstaltungen am Wochenende zu erwerben versuchen. Betrachtet man jetzt die Korrelation der Note im Vordiplom mit der im Hauptdiplom, so ergibt sich eine positive Korrelation von $r = .44$. Ebenso ergibt sich eine Korrelation mit dem Lebensalter von $r = .21$, d.h. je älter man ist desto schlechtere Noten erhält man. Diese Korrelation bestätigt die Ergebnisse aus dem Vordiplom. Beide Korrelationen sind signifikant ($p < 0,01$) und natürlich wegen der geringen Streuung artifiziell gemindert. Die Studierenden deren Schulzeit kürzer zurückliegt, können die Anforderungen des Studiums offensichtlich besser bewältigen. Sowohl im Grundstudium als auch im Hauptstudium zeigt sich also, dass eine vorherige lernunterstützende Umgebung, wie z.B. die Schule, Vorteile für die Lernumgebung Universität bietet. Wartesemester als Kriterium zur Studienplatzvergabe zu verwenden, ist allerdings unter Beachtung dieser Daten eine wenig geeignete Entscheidung. Bei einem Bachelor-Studium mit stärker angewandten Anteilen mag sich diese Beziehung umkehren.

2.3 Das Studierverhalten bei der Erstellung der Diplomarbeit

Eine Diplomarbeit ist laut Prüfungsordnung der Nachweis ein psychologisches Problem nach wissenschaftlichen Methoden empirisch zu bearbeiten. Die Frage ist jetzt aus welchen Bereichen werden die Themen gewählt und welche wissenschaftlichen Methoden werden verwendet. Insgesamt gesehen sind 1129 Diplomarbeiten in der vorhandenen Datei des Prüfungsamtes registriert, die ältesten stammen aus dem WiSe 97/98, die aktuellsten aus dem SoSe 2006. Diese Diplomarbeiten verteilen sich auf 87 Erstgutachter. Bei einer Gleichverteilung müssten ca. 13 Diplomarbeiten auf jeden Gutachter entfallen. Fasst man alle Gutachter, die nur eine Diplomarbeit betreut haben, als Sonderfälle zusammen, verbleiben immer noch 53 Gutachter sowie diese Restkategorie. Bei Gleichverteilung müssten nun auf jeden Betreuer 21 Diplomarbeiten entfallen. Tatsächlich haben nur 15 der 53 Gutachter mehr als 21 Diplomarbeiten betreut. Die Studierenden wählen sich also ihre Gutachter aus, was zur Folge hat, dass die 8 am häufigsten gewählten Gutachter 50% der Arbeiten betreut haben. Der am häufigsten gewählte Gutachter hat allein 187 Arbeiten als Erstgutachter betreut. Offensichtlich werden die Studierenden von diesem Gutachter angezogen. Die durchschnittliche Zensur bei diesem Betreuer liegt bei 1,1, außerdem wurde von diesem Gutachter keine 4 verteilt, so dass in der Durchschnittszensur bei dieser großen Zahl keine Variabilität erkennbar ist ($s = 0,37$, zum Vergleich: $s_{\text{gesamt}} = 0,52$). Die methodische Grundlage für die wissenschaftliche Untersuchung bei diesem Gutachter ist vorwiegend die qualitative Forschungsmethode mit persönlichen Gesprächen, die sich eng an der Erfahrungswelt der Untersucher orientiert. Das ist eine lebensweltnahe Methode, die ohne die quantitativen Techniken auskommt, die vor allem im Grundstudium gelehrt werden. Bei allen registrierten Diplomarbeiten ist der Prozentsatz an Themen und Methoden, die im Grundstudium gelehrt werden, sehr gering. Betrachtet man jetzt noch die Korrelation zwischen der Note des Erst- und Zweitgutachters über alle Gutachter, so ergibt sich eine Korrelation von $r = .89$. Eigentlich ist dieses Verfahren der zweifachen Beurteilung als Standard überflüssig. Es reicht in kritischen Fällen einen Zweitgutachter heranzuziehen. Aber welcher Studierende kritisiert ein „sehr gut“? Die Note in der Diplomarbeit korreliert mit der Note im Diplom zu $r = .44$. Sie ist wegen ihrer doppelten Gewichtung auch für die Gesamtnote besonders bedeutsam. Auch diese Tatsache steuert das Studierverhalten der Prüflinge.

2.4 Fazits aus dem Studierverhalten

Die „objektiven“ Daten lassen neben den Befragungen den deutlichen Schluss zu, dass die Inhalte des Grundstudiums möglichst schnell studiert werden, um sich dann im Hauptstudium den Anwendungsfächern und der Praxis intensiv zuwenden zu können. Für die Inhalte im Grundstudium lässt sich die Studierende kaum Zeit. Sie kommt mit diesen Inhalten besser zurecht, wenn sie näher am Schulabschluss ohne große Unterbrechung das Studium aufgenommen hat. Das ist beim Hauptstudium ähnlich. Die eher ablehnende Haltung gegenüber den Inhalten im Grundstudium findet man auch in den Befragungen zur Studienmotivation (Witte, 1999). Dass wir als Lehrende und Prüfende der Psychologie dieses zulassen, ist dabei verwunderlich. Wir betonen die besondere Bedeutung dieser Grundlagen, auch wenn wir über ein Bachelor-Studium reden, faktisch aber lassen wir die Studierenden gewähren, wenn sie ihre eigenen Schwerpunkte im Studium wählen und korrigieren ihr Studierverhalten kaum. Die Psychologie ist vorwiegend schon heute praxisorientiert, wenn man die Verteilung der Studienzeiten auf die beiden Abschnitte des Studiums betrachtet und sogar die Wahl der Diplomarbeitsthemen und das methodische Herangehen. Damit liefert eigentlich aus der Sicht der Studierenden und vieler Kollegen dieses Studierverhalten ein Modell für ein Bachelor-Studium. Wir müssen uns nur von der Illusion trennen, dass die Grundlagen eine überaus zentrale Bedeutung haben. Sie haben es schon heute beim Diplomstudium nicht, obwohl es so aussehen könnte, weil sowohl das Grund- als auch das Hauptstudium eine Regelstudienzeit von 4 Semestern aufweisen, die dann im Hauptstudium nur um das Praktikum und die Diplomarbeit ergänzt werden. Diese formale Planung hat jedoch wenig mit dem realen Studierverhalten zu tun. Vielleicht ist die Realität ein gutes Modell für die Planung der Zukunft.

3. Überlegungen zum Bachelor-Studium

Die Deutsche Gesellschaft für Psychologie (DGPS) hat durch Beratungen in ihrer Kommission ein Bachelor-Studium konzipiert, das sich sehr eng an das Grundstudium im Diplom orientiert. Es soll jetzt aber 6 Semester dauern und wird dadurch um 2 Semester verlängert. Diese 2 Semester werden in die Erweiterung durch drei Anwendungsfächer und die diagnostischen Methoden investiert. Mit diesem Konzept der Ausbildung möchte man ein forschungsbezogenes Studium etablieren, das die Einheit der Psychologie gewährleistet. Leider wird schon heute kein forschungsbezogenes Studium verwirklicht und die Einheit der Psychologie ist weitestgehend ungeklärt, eben weil das Grundstudium dieses faktisch nicht leistet, wie das Studierverhalten das gezeigt hat. Trotzdem halte ich es für unentbehrlich, dass

die Wissenschaft Psychologie ihre Eigenständigkeit und Kohärenz als Wissenschaftsdisziplin verstärkt entwickelt. Gerade das wird bisher eben nicht gewährleistet, wie das Studierverhalten real zeigt. Eine sehr viel stärkere Trennung von Praxis und Theorie halte ich nach den bekannten Daten aus dem Studierverhalten für notwendig. Das Hauptstudium ist schon heute die Praxisorientierung und man sollte es als Modell für ein Bachelor-Studium nehmen und nicht etwa das Grundstudium, wie es bisher vorgeschlagen wurde.

Vielfältige Gespräche und Kontakte sowie die obige Analyse des Studierverhaltens haben zu folgenden Grundüberlegungen geführt, die von den Empfehlungen der DGPS erheblich abweichen:

a) Es sollte nicht die Bewahrung des Diplomstudiums durch Umbenennung erfolgen, indem das Studium zum Vordiplom jetzt ein zeitlich und deshalb inhaltlich erweitertes Bachelor-Studium wird und der zweite Studienabschnitt des Diplomstudiums zum Master-Abschluss führt. Ich kann diese Tendenz zur minimalen Änderung nachvollziehen und habe sie auch anfänglich verfolgt. Sie geht jedoch an zentralen Problemen vorbei:

- 1) Die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt werden andere BA-Studierende sein, die leichter integrierbar sind, weil sie viel besser in die Berufswelt passen.
- 2) Die Motivation der meisten Studierenden beruht vor allem auf den Inhalten der Anwendungsseite, die im Bachelor-Studium viel zu kurz kommen.
- 3) Das Bachelor-Studium soll berufsorientiert sein und sollte gezielt die psychologischen Inhalte und Erkenntnisse für die unterschiedlichen Berufsfelder zur Verfügung stellen und nicht einen „schlechten“ Mini-Psychologen ausbilden. (Der Studienkonzeption sollte eine gezielte Anforderungsanalyse möglicher Berufsfelder für zukünftige Bachelor vorangehen.) Im Master-Studium soll dann die Wissenschaft Psychologie wirklich intensiv thematisiert werden für die Personen, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben und nicht als Pflichtübung für wenig an diesen Inhalten interessierte Studierende. Es sollte also nicht ein schnell zu durchlaufendes Grundstudium, wie es aktuell in Hamburg existiert, praktiziert werden.

b) Die intensivere Berücksichtigung der Psychologie in der Praxis halte ich für dringend notwendig. Das ist in der direkten Weitergabe der Psychologie im Bachelor-Studium möglich. Die Erarbeitung neuer Kenntnisse geschieht dann im Master-Studium und danach in der

Promotion. Im Bachelor-Studium haben wir die Chance, die Psychologie für die Praxis aufzubereiten und, wie häufig gefordert, *wegzugeben*. Dazu muss aber eine völlige Abkehr von den üblichen Vordiplominhalten erfolgen. Sie werden schon heute als überflüssig von den meisten Studierenden angesehen. Diese Inhalte sind für die wissenschaftliche Fundierung der Psychologie relevant, aber nicht für deren praktischen Einsatz. Sie sollten erst später im Master-Studium für die wissenschaftlich orientierten Studierenden gelehrt werden, die sich dann auch auf einem höheren Niveau intensiver mit der Wissenschaft „Psychologie“ auseinandersetzen können. Beispielsweise muss man keine Signifikanztests durchführen können, aber deren Einsatz und Bedeutung muss man verstehen.

c) Die Weiterentwicklung der Psychologie und ihr Ansehen unter den Wissenschaften muss hierfür das Masterstudium vorsehen. Hier müssen die wissenschaftlichen Methoden und die Grundlagenfächer platziert werden, die fern von der konkreten Praxis an den neuen Erkenntnissen arbeiten.

3.1 Konsequenzen für den Aufbau des Bachelor-Studium

Den Umfang des Studiums und die Dauer sollte man, wie vorgesehen, konzipieren, obwohl eine 3-jährige BA-Ausbildung möglicherweise nicht dazu berechtigt, an den Universitäten der USA das MA-Studium aufzunehmen. (Hier wird es noch manche ökonomisch gesteuerte Auseinandersetzung geben. Dieser Gesichtspunkt ist aus der Auseinandersetzung völlig verschwunden, obwohl gerade die Internationalisierung im Zentrum der Diskussion des Bologna-Beschlusses stand.)

Wenn der Umfang festliegt, dann kann man sich Prinzipien überlegen, die die Ausbildung steuern sollen. Diese Prinzipien sind dann in konkrete Inhalte und Abläufe zu transformieren.

1. Prinzip (individuelle Freiheitsgrade bei der Berufsorientierung)

Wenn berufsorientiert ausgebildet werden soll, dann müssen die Studierenden Freiheitsgrade haben, die Anpassungen an den Markt ermöglichen, aber auch individuellen Fähigkeiten und Interessen entgegen kommen. Insgesamt 33% der Leistungspunkte (LP) werden diesem Bereich zugeordnet. Als Praxisfelder kann man sich, z.B. Rechtsprechung, Medizin, Beratung, Sozialfürsorge, Freizeit, Wissenschaft, Sport, Erziehung vorstellen. Aus einem dieser Bereiche werden ca. 60 LP eingebracht. Diese Freiheitsgrade verhindern eine allzu starke Einengung auf eine Bindestrich-Psychologie, die sehr verschult an den Fachhochschulen angeboten wird. Hier kann der Studierende seine eigene Wahl treffen. Diese Wahl kann nun eher geistes- oder sozialwissenschaftlich orientiert sein und mit einem BA (Bachelor of Art) abschließen oder

eher naturwissenschaftlich und mit einem BSc. (Bachelor of Science) als Titel beendet werden. Dieses muss nicht unbedingt festgelegt werden. Für die Psychologie als Wissenschaft könnte ich mir für die zukünftigen Forscher in unserem Fach vorstellen, dass sie bereits im Bachelor-Studium Inhalte aus Mathematik, Informatik, Wissenschaftstheorie und Englisch wählen. Für die Klinischen Psychologen und Psychotherapeuten könnten diese Inhalte aus Medizin, Pädagogik, Biologie und Soziologie oder Kulturanthropologie stammen.

2. Prinzip (Grundkenntnisse)

Es werden nur wissenschaftliche Grundkenntnisse vermittelt.

Für die Inhalte der Grundlagenfächer einschließlich der Einführung und der Statistik werden ca. 17% der LP vorgesehen, also ca. 30 LP.

3. Prinzip (Anwendung von Methoden)

Grundlegende Psychologische Methoden (Fragebogenkonstruktion, Gesprächsführung, Diagnostik etc.) sind Gegenstand der Ausbildung. Sie haben denselben Umfang wie die wissenschaftlichen Grundkenntnisse, weil sie ein wichtiges Angebot für die Praxis darstellen.

Für diese Inhalte kann man auch ca. 30 LP vorsehen.

4. Prinzip (Anwendungsfächer als Schwerpunkt)

Die Anwendungsfächer der Psychologie umfassen denselben Anteil wie die wissenschaftlichen Grundlagen und die psychologischen Methoden zusammen, wobei die Psychologie insgesamt 66% der Inhalte festlegt. Die Kombination der Anwendungsfächer sollte sich nach den Praxisfeldern richten.

Für diesen Bereich sind damit 60 LP vorgesehen, die höchstens für das Praxisfeld vorgesehen sind.

Wie man in diesem Bereich die LP vergibt, kann man überlegen. Denkbar ist die Einführung eines betreuten Praktikums und einer Bachelor-Arbeit. Man kann Schwerpunkte bilden oder breites Wissen anstreben. Hier würde ich auch Flexibilität zulassen und nur den Umfang definieren.

3.2 Ein Beispiel für einen Studierenden, der im Bereich Sozialfürsorge tätig sein möchte.

Bei dem Gesamtumfang des Studiums wird davon ausgegangen, dass 1 LP (Leistungspunkt) in etwa einem Arbeitsumfang von 30 Stunden entspricht. Die unten aufgeführten Lehrveranstaltungen werden alle in einem Umfang von 2 SWS (Semesterwochenstunden) angeboten. SWS und LP sind nicht mehr direkt vergleichbar, wenn sich der Aufwand an

Selbststudium durch Lesen, Hausarbeiten oder Klausuren erhöht. Die Anzahl der LP hängt vom Anspruch einer Lehrveranstaltung ab.

Berufsfeld (60 LP)

Sie/er bringt 60 LP ein z.B. aus folgenden Bereichen:

Jura > Familienrecht, Kriminologie, Insolvenzrecht;

Erziehungswissenschaft> Erwachsenenbildung, Methoden der Sozialpädagogik;

Medien- und Kommunikationswissenschaft.

Einführungen in die psychologischen Grundlagen (30 LP)

Einführung in die Psychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5 LP
Einführung in die Statistik:	Vorlesung + Klausur	= 5LP
Einführung in die Allgemeine Psychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5 LP
Einführung in die Persönlichkeitspsychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5LP
Einführung in die Entwicklungspsychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5 LP
Einführung in die Sozialpsychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5 LP

Einführungen in die psychologischen Methoden (30 LP)

Einführung in die Fragebogenmethodik:	Seminar	= 4 LP
Einführung in die Interviewmethodik:	Seminar	= 4 LP
Einführung in die Beobachtungsmethodik:	Seminar	= 4 LP
Einführung in die diagnostische Methodik für Kinder:	Seminar	= 4 LP
Einführung in die diagnostische Methodik für Erwachsene:	Seminar	= 4 LP
Einführung in Gruppenmoderation :	Seminar	= 4 LP
Einführung in psychologischen Interventionsmethoden:	Seminar	= 4 LP

Einführungen in die psychologischen Anwendungsbereiche (60 LP)

Einführung in die ABO-Psychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5 LP
Seminar zur ABO-Psychologie:		= 4 LP
Einführung in die Pädagogische Psychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5 LP
Seminar zur Pädagogischen Psychologie:		= 4 LP
Einführung in die Klinische Psychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5 LP
Seminar zur Klinischen Psychologie:		= 4 LP
Einführung in die Wirtschaftspsychologie:	Vorlesung + Klausur	= 5 LP
Seminar zur Wirtschaftspsychologie:		= 4 LP

2 Vertiefungsseminare als weiteres Angebot zur Auswahl a 4 LP	= 8 LP
Praktikumsseminar	= 6 LP
Bachelor-Arbeit	= 10 LP

Prüfungen

Es gibt keine mündlichen Prüfungen, sondern nur Klausuren oder Seminararbeiten, was vielleicht den „Milde-Effekt“ reduziert.

Die Lehrbelastung beträgt in der Psychologie nur 66% der gesamten Bachelor-Ausbildung. Es gibt, wie vorgesehen ein Supplement, in dem man die Schwerpunktsetzung erkennen kann.

3. 3 Abschließende Bemerkungen

Weder die Inhalte noch die Tiefenstruktur sind festgelegt. Nur die Verteilung auf die Kategorien sind fixiert und damit das Minimum der LP in Psychologie. Man könnte auch 100% in Psychologie studieren, wenn das Angebot vorhanden ist.

Die wissenschaftlichen Grundlagen folgen dann im Master-Studium und auf einem höheren Niveau als es bisher im Grundstudium geschieht. Dabei kann man eine Schwerpunktbildung vornehmen aus einer Kombination von Grundlagenfach und Anwendungsfach, z.B. Differenzielle Psychologie und Arbeits- und Organisationspsychologie, Entwicklungspsychologie und Pädagogische, Allgemeine und Klinische Psychologie, Sozial- und Wirtschaftspsychologie.

Generell sollte die Bachelor-Ausbildung wegen der Berufsorientierung aus der Psychologie die Methoden und Anwendungen lehren, aber nicht den Import aus einem Berufsfeld festlegen. Hier kann der Arbeitsmarkt eingreifen. Mit dieser Ausbildung bleibt die Psychologie jedoch die dominante Disziplin im Verhältnis von mindestens 2:1 was die Lehrinhalte angeht.

Hinter diesen Vorstellungen verbirgt sich die Idee, dem Bedarf der Praxis, der Motivation der Studierenden und dem Fach als Wissenschaft zu genügen. Eine Übertragung des alten

Studiums auf die neue Struktur halte ich für schädlich auf allen drei Ebenen. Sie entspricht auch nicht dem realen Studierverhalten, wie es bei der Diplombildung Psychologie in Hamburg zu beobachten ist.

4. Überlegungen zu einem Master-Studium

Das Master-Studium ist jetzt forschungsorientiert und soll die wissenschaftlichen Grundlagen für die Bewertung der angewandten Techniken und Methoden, der Weiterentwicklung der Berufspraxis, der Grundlagenforschung und der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses dienen. Im Zentrum der Psychologie steht das Erleben und Verhalten von Individuen oder deren soziale Einbettung in Form des individuellen Erkennens, Erlebens und Handelns. Diese Perspektive ist unter allen Wissenschaften einmalig und muss als Ergänzung zu angewandten Perspektiven der Medizin, der Wirtschaft, der Rechtsprechung, der Politik und vieler anderer Bereiche hinzugefügt werden, um das Verhalten der Menschen zu verstehen, zu erklären, zu prognostizieren und ggf. zielorientiert zu verändern. Diese besondere Stellung der Psychologie muss in Zukunft noch viel stärker herausgearbeitet werden, um den anderen Disziplinen unsere Leistungsfähigkeit zu zeigen, die teilweise Ansprüche an uns stellen, die wir nur unzureichend einlösen. Bei der Vergabe der Nobelpreise in den Wirtschaftswissenschaften kann man das manchmal erkennen, wenn Psychologen geehrt werden (Simon, Kahneman). Gerade diese Verbindung zwischen psychologischen Grundlagen, psychologischen Anwendungen und wissenschaftlichen Schnittdisziplinen kann die Stellung der Psychologie und ihr Ansehen verbessern (Rietz, Kliche & Wahl, 1999), das bisher bei den jungen Diplomspsychologen nach der alten Prüfungsordnung sehr gering ist (Hejj, 1999). Will man hier also die dringend gebotenen Verbesserungen vornehmen, dann muss man zu einer Neukonzeption der Ausbildung kommen, die die Einheit der Psychologie erhält, aber gleichzeitig ihr wissenschaftliches Ansehen erhöht und eine engere Kooperation mit anderen Disziplinen herbeiführt. Aus diesen Überlegungen lassen sich drei Prinzipien ableiten.

1. Prinzip (Eigenständigkeit und Anschlussfähigkeit)

Die Psychologie ist eine Wissenschaftsdisziplin, die eigenständig und originär ist, sowie andere Wissenschaften bei der Lösung praktischer oder theoretischer Probleme ergänzt, indem sie das individuelle Handeln (Erleben und Verhalten) ins Zentrum setzt. Sie muss die Erkenntnisse auf ihrem Kerngebiet ausbauen und gleichzeitig für andere Disziplinen ausschussfähig sein. Auf diese Anschlussfähigkeit ist in einem Masterstudium besonders Wert zu legen.

2. Prinzip (Wissenschaftliche Konkurrenz)

Die Psychologie ist als eigenständige Wissenschaft auf Dauer nur zu erhalten, wenn ihre Forschung und Theorienbildung mit den Schnittdisziplinen konkurrieren kann und anschlussfähig ist. Eine Wissenschaft besteht aus ihren theoretischen Konzepten und ihren wissenschaftlichen Standards in Forschung und Anwendung. Auf diesen Bereich ist besonders Wert zu legen in einem Masterstudium.

3. Prinzip (Verbindung von Theorie und Praxis)

Innerhalb des Master-Studiums wird man eine Spezialisierung nicht vermeiden können. Sie findet auch im Diplomstudium statt mit der Wahl von Schwerpunktfächern. Diese Schwerpunktbildung in einem forschungsorientierten Master-Studium sollte aus einer Grundlagendisziplin der Psychologie und einer Anwendungsdisziplin bestehen, um die Herausforderung der beiden widerstrebenden Tendenzen für die Theorienbildung zu nutzen und die Anschlussfähigkeit mit anderen Disziplinen zu erhöhen.

Will man diese drei Prinzipien in ein Master-Studium mit 120 LP umsetzen, so kann man folgende Verteilung vornehmen:

1. Studium der Schnittdisziplin (aus dem Bachelor-Studium bereits vorhanden)
2. Studium der Forschungsmethoden (30 LP)
3. Studium des Grundlagenfaches (30 LP)
4. Studium des Anwendungsfaches (30 LP)
5. Erstellung, Präsentation und Disputation der Master-Arbeit (30 LP)

Folgende Kombinationen aus Grundlagenfach und Anwendungsfach könnten sich als Beispiele anbieten:

- a) Allgemeine Psychologie und Klinische Psychologie mit den Schnittdisziplinen Medizin und Biologie.
- b) Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie mit den Schnittdisziplinen Pädagogik und Medien.
- c) Differenzielle Psychologie und Arbeits- und Organisationspsychologie mit den Schnittdisziplinen Betriebswirtschaftslehre und Jura.
- d) Sozialpsychologie und Wirtschaftspsychologie mit den Schnittdisziplinen Volkswirtschaftslehre und Politologie.

Es sind beliebige Kombinationen denkbar. Auch die Bezeichnung (MA oder MSc.) kann abhängig von dem Bachelor-Grad gemacht werden bzw. von dem Schwerpunkt der

Forschungsmethoden, die man gewählt hat (wenn mehrere angeboten werden können) und ob man eher quantitativ oder qualitativ ausgebildet wurde.

Vom Niveau her würde ich mir Forschungsmethoden im Master-Studium vorstellen, die nach der Einführung in Statistik und Datenerhebung im alten Diplomstudiengang gelehrt werden, also Skalierung, multivariate Analysemethoden, probabilistische Testtheorie, Zeitreihenanalyse, lineare Strukturgleichungsmodelle. Die Lehre in den Grundlagenfächern hat das Niveau von Vertiefungsseminaren und die Anwendungsdisziplinen werden entsprechend den Schwerpunkten im Diplomstudiengang gelehrt. Hinzukommen Verknüpfungsseminare, die beide Disziplinen und die Schnittdisziplinen verbinden. Hier kann man auch an interdisziplinäre Seminare denken. Sie sind für die Anschlussfähigkeit zwischen den Wissenschaften äußerst förderlich, weil in Zukunft viele wichtige Problemstellungen in der Verbindung zwischen Disziplinen liegen.

Das Master-Studium soll in seiner Intensität und Tiefe weit über das Grundstudium im Diplom hinaus gehen, weil es durch den Bachelor als möglichen Abschluss nurmehr die Studierenden mit Forschungsinteresse anzieht, die nicht erst einen für sie uninteressanten Abschnitt – das Grundstudium im Diplom – absolvieren müssen, sondern sie können jetzt zusätzlich eine weitere Vertiefung der psychologischen Inhalte erfahren, wenn sie es denn mögen. Es sollte keine Quotierung von Seiten der Universität geben, weil das zwar verwaltungs- und finanztechnisch eine Vereinfachung darstellt, aber politisch keine sinnvolle Lösung bedeutet. Man wird hier besser das Studierverhalten empirisch erheben und sehen, wie viele das Master-Studium absolvieren wollen. Abhängig davon muss die Ausstattung erfolgen. Ich stelle mir ein Master-Studium für die Ausbildung in Psychologie für sehr fruchtbar vor. Die Absolventen dieses Studiums sind in der Lage mit Vertretern aus anderen Disziplinen auf hohem Niveau zu konkurrieren. Ferner ist dieses Studium geeignet den wissenschaftlichen Nachwuchs heranzubilden, den die Psychologie braucht, damit sie ihre Aufgabe in dem „Konzert der Wissenschaften“ erfüllen kann.

5. Abschließende Bemerkungen

Wir sollten die Umstellung des Studiums als Chance nutzen. Die Diplombildung ist bei genauerer Betrachtung des Studierverhaltens gerade was die Forschungsorientierung angeht, kein Vorbild. Die deutlichere Trennung von berufsorientiertem, praktischem Anteil von dem

forschungsorientierten theoretischen Anteil ist äußerst sinnvoll. Man sollte nicht erst durch die Grundlagen des Faches gezwungen werden, um dann die eigentlichen gewünschten Inhalte studieren zu können, weil man nur auf diesem Weg einen Abschluss des Studiums erreichen kann. Dazu sind die methodischen Grundlagen und die theoretischen Ansätze zu wichtig für die Ausbildung in Psychologie. Diese Inhalte werden beim jetzigen Diplomstudium nur sehr oberflächlich vermittelt. Sie verdienen es viel intensiver und tiefergehend gelehrt zu werden, damit die Psychologie ihre wichtige Stellung zu den anderen Disziplinen erhalten oder sogar verbessern kann. Eine Studienabfolge in der oben skizzierten Weise kann das besser erreichen als der Vorschlag der DGPS, weil die strenge Orientierung am Diplom aufgegeben wird und damit erhebliche Gewinne möglich sind. Die Grundüberlegungen der DGPS scheinen mir mit den obigen Vorschlägen sogar besser eingelöst zu werden als mit ihrem eigenen Konzept. Eben weil ich glaube, dass die Psychologie als Wissenschaft und als notwendige Orientierung für viele Berufstätigkeiten unentbehrlich ist, habe ich über die zukünftige Ausbildung nachzudenken versucht. Das Bachelor/Master-Studium ist auch eine große Chance zum Wohle der Studierenden, der Wissenschaft, der Praxis und für die Bedeutung des Faches in Verbindung mit anderen Disziplinen. Wir sollten diese Chance nutzen, so gut es geht.

Literatur

Brandstätter, H., & Farthofer, A. (2003). Einfluss von Erwerbstätigkeit auf den Studienerfolg. *Zeitschrift für Arbeit- und Organisationspsychologie*, 47, 134-145.

Hejj, A. (1999). Warum so schüchtern? Zur fehlenden Selbstachtung der Psychologiestudenten. In: I. Rietz; T.Kliche & S. Wahl (Hrsg.) *Das Image der Psychologie*. (171-191). Lengerich: Pabst.

Rietz, I., Kliche, T., & Wahl, S. (Hrsg.) *Das Image der Psychologie*. Lengerich: Pabst.

Steyer, R., Yousfi, S., & Würfel, K. (2005). Prädiktion von Studienerfolg: Der Zusammenhang zwischen Schul- und Studiennoten im Diplomstudiengang Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 56, 129-131.

Witte, E. H. (1995). Die Zulassung zum Studium der Psychologie im WS 1994/95 in Hamburg: Ergebnisse über die soziodemografische Verteilung der Erstsemester und die Diskussion denkbarer Konsequenzen. *Hamburger Forschungsberichte aus der Sozialpsychologie, HAFOS*, 13.
<http://www.uni-hamburg.de/fachbereiche-einrichtungen/fb16/absozpsy/HAFOS-13.pdf>

Witte, E. H. (1999). Die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Psychologie als Studienfach und als Berufstätigkeit. In: I. Rietz, T. Kliche, & S. Wahl (Hrsg.), *Das Image der Psychologie* (S. 228-241). Lengerich: Pabst.

Witte E. H. & Wolfram, M. (2004). Erwartungen und Vorstellungen über die Vorlesung Psychologie. *Hamburger Forschungsberichte aus der Sozialpsychologie, HAFOS*, 54.
<http://www.uni-hamburg.de/fachbereiche-einrichtungen/fb16/absozpsy/HAFOS-54.pdf>




Universität Hamburg

- HAFOS -

Die Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie werden herausgegeben von Prof. Dr. Erich H. Witte und können als gedruckte Version über die folgende Adresse bezogen werden:

Prof. Dr. Erich H. Witte
Universität Hamburg
Arbeitsbereich Sozialpsychologie
Von-Melle-Park 5
20146 Hamburg
E-Mail: witte_e_h@uni-hamburg.de.

Die Mehrzahl der Forschungsberichte steht als PDF ( – Datei zum Download zur Verfügung unter:
<http://www.uni-hamburg.de/fachbereiche-einrichtungen/fb16/absozpsy/hafos.html>

- | | |
|----------------------|---|
| HAFOS Nr. 1
1992 | Witte, E.H.: The extended group situation theory (EGST), social decision schemes, models of the structure of communication in small groups, and specific effects of minority influences and selfcategorization: An integration. |
| HAFOS Nr. 2
1992 | Witte, E.H., & Scherm, M.: Technikfolgenabschätzung und Gentechnologie – Die exemplarische Prüfung eines Experten-berichts auf psychologische Konsistenz und Nachvollziehbarkeit. |
| HAFOS Nr. 3
1992 | Witte, E.H.: Dynamic models of social influence in small group research. |
| HAFOS Nr. 4
1993 | Witte, E.H., & Sonn, E.: Trennungs- und Scheidungsberatung aus der Sicht der Betroffenen: Eine empirische Erhebung. |
| HAFOS Nr. 5
1993 | Witte, E.H., Dudek, I., & Hesse, T.: Personale und soziale Identität von ost- und westdeutschen Arbeitnehmern und ihre Auswirkung auf die Intergruppenbeziehungen. |
| HAFOS Nr. 6
1993 | Hackel, S., Zülske, G., Witte, E.H., & Raum, H.: Ein Vergleich berufsrelevanter Eigenschaften von „ost- und westdeutschen“ Arbeitnehmern am Beispiel der Mechaniker. |
| HAFOS Nr. 7
1994 | Witte, E.H.: The Social Representation as a consensual system and correlation analysis. |
| HAFOS Nr. 8
1994 | Doll, J., Mentz, M., & Witte, E.H.: Einstellungen zur Liebe und Partnerschaft: vier Bindungsstile. |
| HAFOS Nr. 9
1994 | Witte, E.H.: A statistical inference strategy (FOSTIS): A non- confounded hybrid theory. |
| HAFOS Nr. 10
1995 | Witte, E.H., & Doll, J.: Soziale Kognition und empirische Ethikforschung: Zur Rechtfertigung von Handlungen. |
| HAFOS Nr. 11
1995 | Witte, E.H.: Zum Stand der Kleingruppenforschung. |
| HAFOS Nr. 12
1995 | Witte, E.H., & Wilhelm, M.: Vorstellungen über Erwartungen an eine Vorlesung zur Sozialpsychologie. |
| HAFOS Nr. 13
1995 | Witte, E.H.: Die Zulassung zum Studium der Psychologie im WS 1994/95 in Hamburg: Ergebnisse über die soziodemographische Verteilung der Erstsemester und die Diskussion denkbarer Konsequenzen. |
| HAFOS Nr. 14
1995 | Witte, E.H., & Sperling, H.: Wie Liebesbeziehungen den Umgang mit Freunden geregelt wünschen: Ein Vergleich zwischen den Geschlechtern. |
| HAFOS Nr. 15
1995 | Witte, E.H.: Soziodemographische Merkmale der DoktorandInnen in Psychologie am Hamburger Fachbereich. |
| HAFOS Nr. 16
1996 | Witte, E.H.: Wertewandel in der Bundesrepublik Deutschland (West) zwischen 1973 bis 1992: Alternative Interpretationen zum Ingelhart-Index. |
| HAFOS Nr. 17
1996 | Witte, E.H., & Lecher, Silke: Systematik von Beurteilungskriterien für die Güte von Gruppenleistungen. |
| HAFOS Nr. 18
1997 | Witte, E.H., & Kaufman, J.: The Stepwise Hybrid Statistical InferenceStrategy: FOSTIS. |
| HAFOS Nr. 19
1997 | Kliche, T., Adam, S., & Jannink, H.: „Bedroht uns der Islam?“ Die Konstruktion eines „postmodernen“ Feindbildes am Beispiel Algerien in zwei exemplarischen Diskursanalysen. |
| HAFOS Nr. 20
1998 | Witte, E.H., & Pablocki, Frank von: Unterschiede im Handlungsstil: Lage- und Handlungsorientierung in Problemlöse-Dyaden. |

- HAFOS Nr. 21 1998 Witte, E.H., Sack, P.-M., & Kaufman, J.: Synthetic Interaction and focused Activity in Sustainment of the Rational Task-Group.
- HAFOS Nr. 22 1999 Bleich, C., Witte, E.H., & Durlanik, T.: Soziale Identität und Partnerwahl: Partnerpräferenzen von Deutschen und Türken der zweiten Generation
- HAFOS Nr. 23 1999 Porschke, C.: Zur Entwicklung unternehmensspezifischer Anforderungsprofile mit der Repertory Grid Technik: Ergebnisse einer empirischen Studie.
- HAFOS Nr. 24 2000 Witte, E.H., & Putz, Claudia: Routinebesprechungen: Deskription, Intention, Evaluation und Differenzierung.
- HAFOS Nr. 25 2000 Witte, E.H.: Kundenorientierung: Eine Managementaufgabe mit psychologischem Feingefühl
- HAFOS Nr. 26 2000 Witte, E.H.: Die Entwicklung einer Gruppenmoderationstheorie für Projektgruppen und ihre empirische Überprüfung.
- HAFOS Nr. 27 2000 Figen Karadayi: Exposure to a different culture and related autonomouself: A comparison of remigrant and nonmigrant turkish lateadolescent groups.
- HAFOS Nr. 28 2000 Witte, E.H., & Raphael, Christiane: Alter, Geschlecht und Informationsstand als Determinanten der Einstellung zum Euro
- HAFOS Nr. 29 2001 Witte, Erich H.: Bindung und romantische Liebe: Sozialpsychologische Aspekte der Bindungstheorie.
- HAFOS Nr. 30 2001 Witte, Erich H.: Theorien zur sozialen Macht.
- HAFOS Nr. 31 2001 Witte, Erich H.: Wertewandel, wirtschaftliche Prozesse und Wählerverhalten: Sozialpsychologische Gesetzmäßigkeiten zur Erklärung und Bekämpfung von Ausländerfeindlichkeit.
- HAFOS Nr. 32 2001 Lecher, Silke, & Witte, E. H.: FORMOD und PROMOD: State of the Art der Moderation des Gruppenproblemlösens.
- HAFOS Nr. 33 2001 Porschke, Christine, & Witte, E. H.: Psychologische Faktoren der Steuergerechtigkeit.
- HAFOS Nr. 34 2001 Tettenborn, Annette: Zeitgemäßes Lernen an der Universität: „Neuer Wein in alte Schläuche?“
- HAFOS Nr. 35 2001 Witte, Erich H.: Wirtschaftspsychologische Ursachen politischer Prozesse: Empirische Belege und ein theoretisches Konzept.
- HAFOS Nr. 36 2001 Witte, Erich H.: Der Köhler-Effekt: Begriffsbildung, seine empirische Überprüfung und ein theoretisches Konzept.
- HAFOS Nr. 37 2001 Diverse: Zwischen Couch, Coaching und ‚neuen kleinen Feldern‘ – Perspektiven Angewandter Psychologie. Beiträge zum 75jährigen Jubiläum der Gesellschaft zur Förderung der Angewandten Psychologie e.V.
- HAFOS Nr. 38 2001 Witte, Erich H.: Ethische Grundpositionen und ihre Bedeutung bei der Rechtfertigung beruflicher Handlungen.
- HAFOS Nr. 39 2002 Witte, Erich H.: The group polarization effect: To be or not to be?
- HAFOS Nr. 40 2002 Witte, Erich H.: The Köhler Effect: Definition of terms, empirical observations and theoretical concept.
- HAFOS Nr. 41 2002 Witte, Erich H.: Das Hamburger Hochschulmodernisierungsgesetz: Eine wissenschaftlich-psychologische Betrachtung.
- HAFOS Nr. 42 2003 Witte, Erich H.: Classical ethical positions and their relevance in justifying behavior: A model of prescriptive attribution.
- HAFOS Nr. 43 2003 Witte, Erich H.: Wie verändern Globalisierungsprozesse den Menschen in seinen Beziehungen? Eine sozialpsychologische Perspektive.
- HAFOS Nr. 44 2003 Witte, Erich H., & Putz, Claudia: Paarbeziehungen als Mikrosysteme: Ableitung und empirische Prüfung von theoretischen Annahmen.
- HAFOS Nr. 45 2003 Trepte, S., Ranné, N., & Becker, M.: Patterns of New Media Adoption in a World of Hybrid Media.
- HAFOS Nr. 46 2003 Trepte, S.: Daily as Self-Realization – An Empirical Study on Audience Participation in Daily Talk Shows.
- HAFOS Nr. 47 2003 Witte, Erich H., & Engelhardt, Gabriele: Gruppen-entscheidungen bei „Hidden Profiles“ ‚Shared View‘ – Effekt oder kollektiver ‚Primacy‘-Effekt? Empirische Ergebnisse und theoretische Anmerkungen.
- HAFOS Nr. 48 2003 Witte, Erich H., & Raphael, Christiane: Der EURO, der junge Konsument und die wirtschaftliche Entwicklung.
- HAFOS Nr. 49 2003 Witte, Erich H., & Scheffer, Julia: Die Steuerreform und der Konsumanreiz: Eine wirtschaftlich-psychologische Betrachtung.
- HAFOS Nr. 50 2004 Witte, Erich H.: Theorienentwicklung und –konstruktion in der Sozialpsychologie.
- HAFOS Nr. 51 2004 Witte, Erich H., & Janetzki, Evelyn: Fragebogenentwicklung zur Lebensgestaltung.
- HAFOS Nr. 52 2004 Witte, Erich H., & Engelhardt, Gabriele: Towards a theoretically based Group Facilitation Technique for Project Teams
- HAFOS Nr. 53 2004 Scheffer, Julia, & Witte, Erich H.: Der Einfluss von makrosozialer wirtschaftlicher Bedrohung auf die Leistungsfähigkeit.

- HAFOS Nr. 54
2004
- HAFOS Nr. 55
2005
- HAFOS Nr. 56
2005
- HAFOS Nr. 57
2005
- HAFOS Nr. 58
2005
- HAFOS Nr. 59
2005
- HAFOS Nr. 60
2005
- HAFOS Nr. 61
2005
- HAFOS Nr. 62
2005
- HAFOS Nr. 63
2005
- HAFOS Nr. 64
2005
- HAFOS Nr. 65
2006
- HAFOS Nr. 66
2006
- HAFOS Nr. 67
2006
- Witte, Erich H., & Wolfram, Maren: Erwartungen und Vorstellungen über die Vorlesung Psychologie.
- Heitkamp, Imke, Borchardt, Heike, & Witte, Erich H.: Zur simulierten Rechtfertigung wirtschaftlicher und medizinischer Entscheidungen in Ethikkommissionen: Eine empirische Analyse des Einflusses verschiedener Rollen.
- Witte, Erich H.: Sozialisierungstheorien.
- van Quaquebeke, Niels, & Plum, Nina: Outside-In: Eine Perspektivbestimmung zum Umgang mit Wissen in der Sozialpsychologie.
- Witte, Erich H., & Heitkamp, Imke: Quantitative Rekonstruktionen (Retrognosen) als Instrument der Theorienbildung in der Sozialpsychologie.
- Witte, Erich H., van Quaquebeke, Niels, & Mölders, Christina: Mehrwertsteuererhöhung: Eine wirtschaftspsychologische Analyse ihrer Wirkung.
- Trepte, Sabine, & Scherer, Helmut: What do they really know? Differentiating Opinion Leaders into 'Dazzlers' and 'Experts'.
- Witte, Erich H., & Heitkamp, Imke: Empirical research on ethics: The influence of social roles on decisions and on their ethical justification.
- Witte, Erich H., & Heitkamp, Imke, & Wolfram, Maren: Zur simulierten Rechtfertigung wirtschaftlicher und medizinischer Entscheidungen in Ethikkommissionen: Eine empirische Analyse des Einflusses von Rollenerwartungen.
- Witte, Erich H.: Macht.
- Witte, Erich H.: Soziale Beziehungen, Gruppen- und Intergruppenprozesse.
- Witte, Erich H.: Gruppenleistungen. Eine Gegenüberstellung von ultimativer und proximativer Beurteilung.
- Witte, Erich H.: Interpersonale Kommunikation, Beziehungen und Gruppen-Kollaboration.
- Witte, Erich H.: Group performance: A confrontation of a proximate with an ultimate evaluation.